

Umberto Eco

Die Geschichte der Häßlichkeit

Übersetzt aus dem Italienischen von Friederike Hausmann, Petra
Kaiser, Sigrid Vagt

ISBN-10: 3-446-20939-5
ISBN-13: 978-3-446-20939-8

Leseprobe

Weitere Informationen oder Bestellungen unter
<http://www.hanser.de/978-3-446-20939-8>
sowie im Buchhandel

Das Häßliche in der Welt der Antike

1. Eine von der Schönheit beherrschte Welt?



Bronzestatue
eines Satyrs,
Zweite Hälfte 4. Jahr-
hundert v. Chr.
München, Staatliche
Antikensammlungen
und Glyptothek

Von der griechischen Welt hegen wir gewöhnlich das stereotype Bild, das von der Idealisierung des Griechentums durch den Klassizismus herrührt. Wir bewundern an den blendend weißen Marmorstatuen von Aphrodite und Apollo in unseren Museen eine idealisierte Schönheit. Im 4. vorchristlichen Jahrhundert hatte Polyklet eine später als Kanon bezeichnete Figur geschaffen, in der alle Regeln für die idealen Proportionen verwirklicht waren. Im 1. Jahrhundert v. Chr. legte Vitruv die richtigen Proportionen als Teile des ganzen Körpers fest: Das Gesicht sollte ein Zehntel der Größe ausmachen, der Kopf ein Achtel, der Oberkörper ein Viertel usw. Im Lichte dieses Schönheitsideals wurden alle Menschen, die nicht diesen Proportionen entsprachen, als häßlich betrachtet. Hat die Antike die Schönheit idealisiert, so hat der Klassizismus die Antike idealisiert und dabei vergessen, daß sie (vom Orient beeinflusst) der abendländischen Tradition auch Bilder von Gestalten hinterlassen hat, in denen sich die Unproportioniertheit, die Negation jedes Kanons verkörpert.

Das griechische Ideal war im Begriff der *kalokagathía* enthalten, der Verbindung von *kalós* (normalerweise als »schön« übersetzt) und *agathos* (meist als »gut« übersetzt, umfaßt aber eine ganze Reihe von positiven Werten). Man hat behauptet, daß *kalos* und *agathos* zu sein in etwa das bezeichnete, was man unter einem *Gentleman* versteht, eine Person von würdigem Aussehen, Mut, Stil, Gewandtheit und sportlichen, militärischen und moralischen Tugenden. Ausgehend von diesem Ideal haben die Griechen zahlreiche Werke über den Zusammenhang von körperlicher und moralischer Häßlichkeit verfaßt. Dennoch bleibt unklar, ob die Antike als »schön« all das verstanden hat, was gefällt, Bewunderung erregt, den Blick auf sich zieht und durch seine Form die Sinne berührt, oder eine »geistige« Schönheit, eine Eigenschaft der Seele,



Peter Paul Rubens,
Das Haupt der Medusa,
um 1618
Wien, Kunsthistorisches
Museum

die manchmal nicht mit der Schönheit des Körpers übereinstimmt. Der Krieg gegen Troja wird im Grunde durch die außergewöhnliche Schönheit Helenas ausgelöst, und Gorgias hat über Helenas Schönheit eigenartigerweise ein Enkomion geschrieben. Dabei konnte Helena als untreue Gattin des Menelaos gewiß nicht als ein Vorbild an Tugend betrachtet werden.

Wenn für **Platon** nur die Welt der Ideen wirklich und unsere materielle Welt lediglich Schatten und Abbild von ihr ist, dann müßte das Häßliche das Nicht-Existente sein, denn im *Parmenides* wird verneint, daß es Ideen von unreinen und verwerflichen Dingen geben kann wie »Haar, Kot, Schmutz«. Das Häßliche käme demnach nur in der Welt der Sinneswahrnehmungen vor, als Ausdruck der Unvollkommenheit der Welt der Körper gegenüber der Welt der Ideen. Später setzt **Plotin**, der die Materie grundsätzlich als Übel und Irrtum definiert, das Häßliche mit der materiellen Welt gleich.

Doch es genügt, das *Gastmahl* zu lesen, den platonischen Dialog über Eros (als



Liebe) und Schönheit, um viele Nuancen festzustellen. In diesem und in den anderen platonischen Dialogen wie auch allgemein in fast allen philosophischen Erörterungen über das Schöne und Häßliche werden diese Werte zwar genannt, aber nie durch Beispiele erläutert (weshalb wir, wie in der Einführung erwähnt, gezwungen sind, die philosophischen Aussagen mit konkreten künstlerischen Darstellungen zu vergleichen). Schwer zu sagen, was die Schönheit der Dinge ausmacht, die unser Begehren erregen. In bezug auf den Begriff des Guten beinhaltet der Dialog vor allem ein Lob der *päderastia* im ursprünglichen Wortsinn von Liebe, die ein weiser und reifer Mann der Schönheit eines Jugendlichen entgegenbringt. Diese Knabenliebe war in der griechischen Gesellschaft allgemein akzeptiert, aber in dem Dialog wird ein großer Unterschied deutlich zwischen der von Pausanias gelobten Päderastie (nämlich dem physischen Begehren der Schönheit des jungen Mannes) und der sublimierten Päderastie (die wir heute »platonisch« nennen würden) des Sokrates.

Der Begriff des Häßlichen

Platon (5.–4. Jh. v. Chr.), *Parmenides*, 130b–d
Auch etwa dergleichen: ein Begriff des Gerechten für sich und des Schönen und Guten und alles dessen, was wiederum dieser Art ist?

Ja, habe er gesagt.

Und wie, auch einen Begriff des Menschen außerhalb von uns und von allem, das eben das ist wie wir: so einen Begriff für sich, des Menschen oder des Feuers oder des Wassers? Hierüber, habe er gesagt, bin ich oftmals in Zweifel gewesen, o Parmenides, ob man auch hiervon eben das behaupten soll wie von jenem oder etwas anderes.

Etwa auch über solche Dinge, o Sokrates, welche gar lächerlich herauskämen, wie Haare, Schlamm, Schmutz und was sonst noch recht geringfügig und verächtlich ist, bist du in Zweifel, ob man behaupten solle, daß es auch von jedem unter diesen einen Begriff besonders gebe, der wiederum etwas anderes ist als die Dinge, die wir handhaben, oder ob man es sich nicht behaupten solle?

Keineswegs, habe Sokrates gesagt, sondern daß diese wohl eben sind, wie wir sie sehen, und daß zu glauben, es gebe noch einen Begriff von ihnen, doch gar zu wunderlich sein möchte.

Das moralisch Häßliche

Plotin (3. Jh.), *Enneaden*, I, 6

Nehmen wir also eine häßliche, zügellose und ungerechte Seele, vollgepfropft mit sinnlichen Begierden, eine Seele voll Unruhe, voll feiger Furcht, voll kleinlichen Neides, [...] in ihrem Leben nur von körperlichen Einflüssen abhängig, eine Seele, die am Häßlichen ihre Lust findet: werden wir nun nicht sagen, daß eben diese Häßlichkeit wie ein ihr ursprünglich fremdes Übel an sie herangetreten ist, welches sie schmäählich verunstaltet, sie unrein gemacht, sie mit dem Bösen gleichsam durchsäuert hat, so daß sie kein reines Leben, keine reine Empfindung mehr hat, sondern durch die Vermischung mit dem Bösen ein verschwommenes, vielfach vom Tode durchdrungenes Leben führt, nicht mehr das sieht, was eine Seele sehen soll, nicht mehr im Stande ist, bei sich selbst zu bleiben, weil sie stets zum Äußerlichen, Irdischen und Dunkeln hingezogen wird? [...] Sie hat] durch die Vermischung mit dem Schlechten ein ganz andres Aussehen angenommen; gleichsam wie wenn einer sich in Schlamm oder Schmutz eintaucht und nun nicht mehr seine ursprüngliche Schönheit erscheinen läßt, sondern mit dem gesehen werden muß, was von dem Schlamm und Schmutz sich an ihm festgesetzt hat.

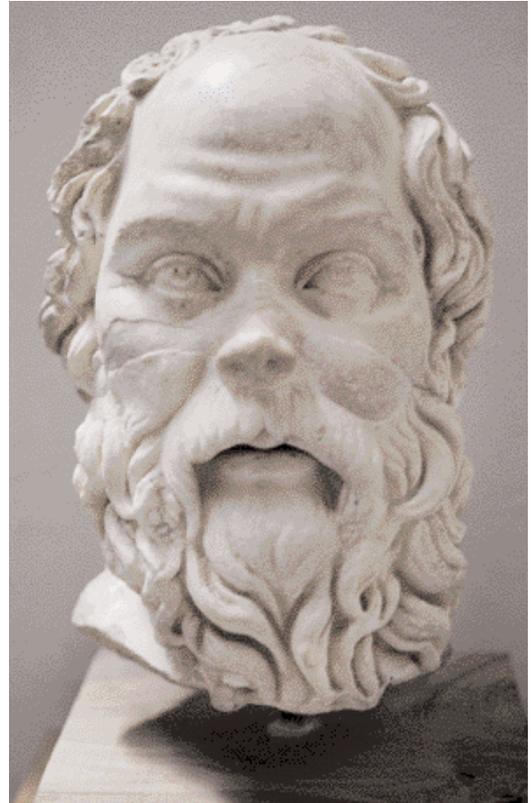
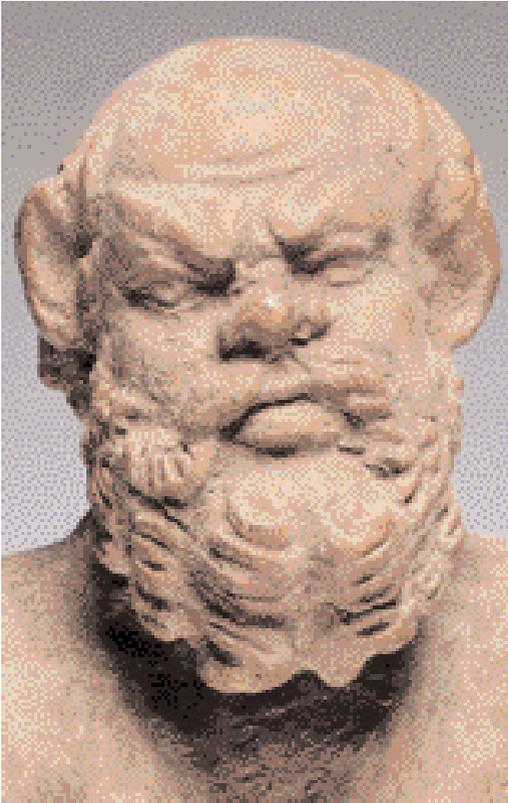
Pausanias unterscheidet den Eros der »irdischen« Aphrodite als den Eros der »niedrigdenkenden« Menschen, die ohne Unterschied Frauen und junge Männer und mehr ihre Körper als ihre Seelen lieben, von dem Eros der »himmlischen« Aphrodite, der ausschließlich Liebe zu jungen Männern ist, nicht zu unbedarften Kindern, sondern zu denen, »welche schon zu Verstand kommen; dies fällt aber ungefähr mit der Zeit des ersten Bartwuchses zusammen.« Doch auch Pausanias räumt ein, daß man unter den jungen Männern die »Edelsten und Besten, wenn sie auch viel häßlicher sind als die anderen« lieben muß, deshalb handelt der Liebhaber schimpflich, der mehr den Körper als die Seele liebt. In diesem Sinne stiftet die Knabenliebe, auch wenn sie die physische Vereinigung nicht ausschließt, eine erotisch-philosophische Freundschaft zwischen dem Geliebten (dem Jungen, der die Gesellschaft eines reifen Mannes akzeptiert, um in die Weisheit und das Erwachsenenleben eingeführt zu werden, und sich dem Älteren dafür hingibt) und dem Liebhaber, dem Weisen, der sich in die Anmut und Tugend des Jungen verliebt.

Nach Pausanias kommt Aristophanes zu Wort, der erzählt, daß es anfangs drei Geschlechter gegeben habe, das männliche, das weibliche und das androgyne. Erst nachdem Zeus jedes zweigeteilt habe, gebe es »Schnittlinge der männlichen Gattung«, die ihre Freude daran haben, »neben den Männern zu ruhen und von Männern umschlungen zu werden«, und Frauen, die »sich weit mehr



Die Zentauren am Hof
des Königs Peirithoos,
Wandmalerei aus
Pompeji,
1. Jahrhundert
Neapel, Museo
Archeologico Nazionale

den Frauen zuwenden« (für beide Kategorien gilt: auf »Ehe und Kindererzeugung dagegen ist ihr Sinn von Natur nicht gerichtet, sondern sie werden nur vom Gesetze dazu gezwungen«) und diejenigen, die wir als heterosexuell bezeichnen. Als nächster Teilnehmer des Gesprächs stellt dann Agathon Eros als immerwährend schön und jung dar (diese Verbindung von Schönheit mit Jugend und Häßlichkeit mit Alter ist in der griechischen Welt seit Pindar geläufig). An diesem Punkt zeigt Sokrates (der seine eigenen Vorstellungen einer fiktiven Priesterin namens Diotima in den Mund legt), daß Eros, der das begehrt, was er nicht hat, weder schön noch gut sein kann, sondern eine Art »Dämon« ist, ein Mittelglied zwischen Gott und Mensch, reine Hinwendung zu den ideellen Werten, die er stets zu erreichen sucht. Eros ist Sohn der Penia (Mangel, Armut) und des Poros (Erwerb, Betrieb), und als solcher hat er von der Mutter ein erbärmliches Äußeres (er ist »rauh und nachlässig im Äußern, barfuß und obdachlos«), vom Vater dagegen die Fähigkeit, dem Guten und Schönen nachzustellen, denn er ist »ein gewaltiger Jäger«. Daher gehört zum Wesen des Eros das Bedürfnis nach »Zeugung«, um den Wunsch des Menschen nach Unsterblichkeit zu befriedigen. Neben der physischen Zeugung gibt es allerdings auch die Zeugung von geistigen Werten, durch die man die Unsterblichkeit des Ruhmes gewinnt. Man könnte sagen, daß die Unwissenden Kinder hervorbringen, diejenigen aber, die den Adel des Geistes kultivieren, Schönheit und Weisheit.



Silen,
Terracotta,
3.–1. Jahrhundert v. Chr.
München, Staatliche
Antikensammlungen
und Glyptothek

Porträt des Sokrates,
4. Jahrhundert v. Chr.
Selçuk (Türkei)
Ephesos (heute Efes),
Museum

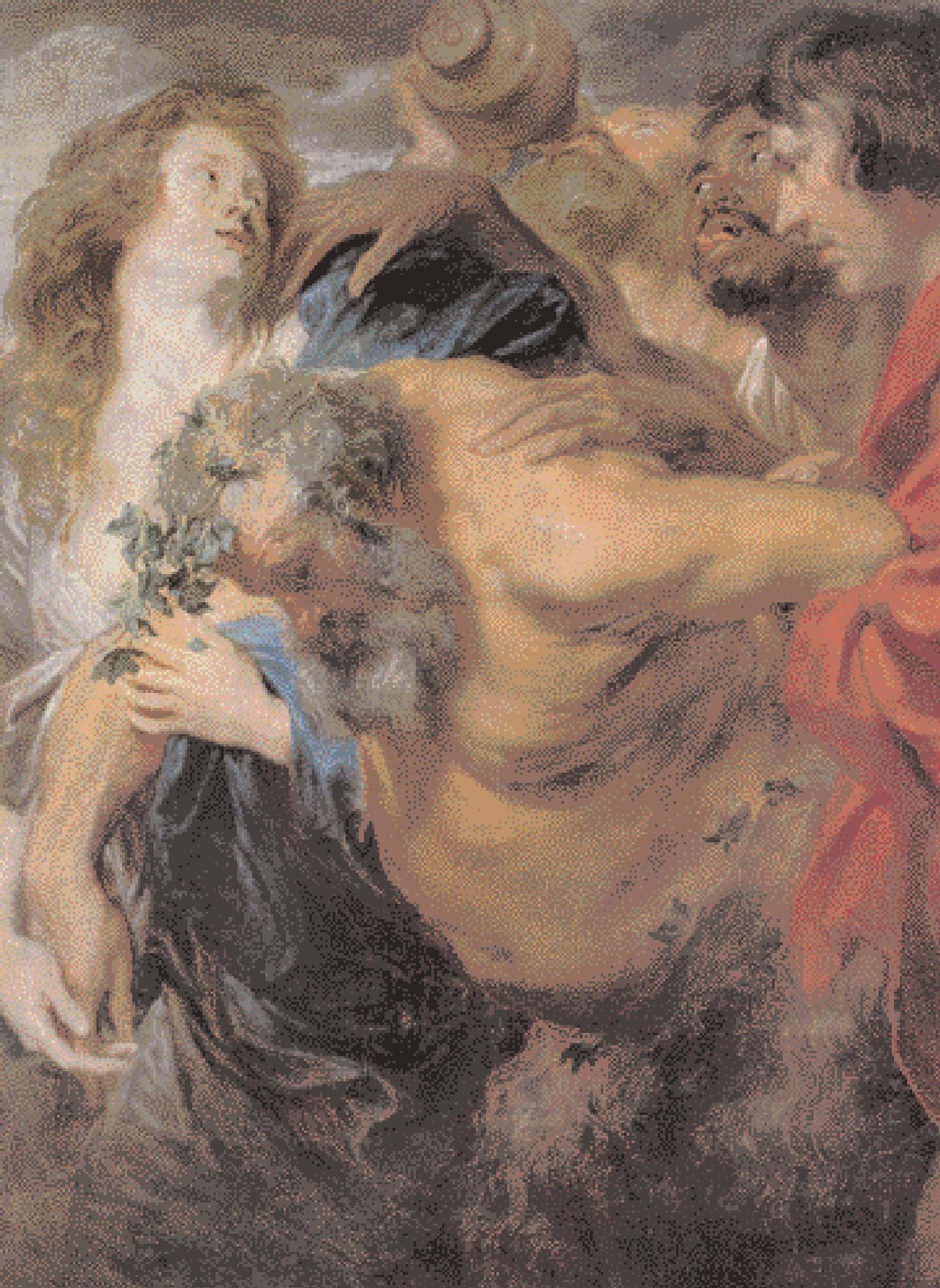
Rechte Seite
Anthonis van Dyck,
Trunkener Silen,
um 1620
Dresden,
Gemäldegalerie
Alte Meister,
Staatliche
Kunstsammlungen

In diesem Streben achtet der Mann, der wirklich *kalós* und *agathos* ist, »die geistige Schönheit für weit schätzbarer ... als die des Körpers« und wird sich deshalb eines jungen Mannes annehmen, weil er sehr tugendhaft ist, selbst wenn »dabei sein körperlicher Reiz nur gering« sein mag, aber er bleibt nicht bei der Schönheit eines einzelnen Körpers stehen, sondern versucht durch die Erfahrung unterschiedlicher Schönheiten die Erfahrung des Schönen an sich, des »Urschönen«, der Schönheit als Idee zu erreichen.

Daß sich Sokrates dieser Art der Liebe widmet, wird deutlich, als Alkibiades, bereits betrunken, bei dem Gastmahl erscheint und erzählt, daß er aus dem Wunsch, an der Weisheit des Sokrates teilzuhaben, sich Sokrates mehr als einmal angeboten, dieser aber die fleischliche Vereinigung stets verweigert habe und nur keusch bei ihm gelegen sei.

In diesem Zusammenhang hält Alkibiades die berühmte Lobrede auf die äußerliche Häßlichkeit des Sokrates, der unter dem Äußeren eines Silens eine tiefe innere Schönheit verbirgt.

In diesem einen Dialog verbergen sich also unterschiedliche Vorstellungen von Schönheit und Häßlichkeit, so daß sich das vereinfachte Schema der Häßlichkeit als Gegenpol zur *kalokagathía* verkompliziert. Dieser Komplexität war sich die griechische Kultur stets bewußt, wie später aus der Lobrede auf einen





Bildnis des Äsop,
Holzschnitt,
Basel 1490

Thersites

Homer (9. Jh. v. Chr.),
Ilias, II, 216–221

Der häßlichste Mann vor Ilios, war er gekommen: / Schielend war er und lahm am anderen Fuß; und die Schultern / Höckerig, gegen die Brust ihm geengt; und oben erhob sich / Spitz sein Haupt, auf der Scheitel mit dünnlicher Wolle besäet. / Widerlich war er vor allen des Peleus Sohn und Odysseus; / Denn er lästert' sie stets. [...]

Äsop, der Häßliche

Äsoproman, I (1.–2. Jh.)

Der Fabeldichter Äsop, ein Phrygier aus Phrygien, [...] häßlich und zu schwerer Arbeit unbrauchbar. Er hatte einen Hängebauch und einen vorstehenden Kopf, war stumpfnasig, taub und von schmutziger Hautfarbe. Wie ein Krüppel sah er aus, seine Arme waren verschieden lang, und er ging krumm. Außerdem schielte er und trug einen Schnurrbart – kurz, schon von weitem wirkte Äsop abstoßend. Zu allen diesen Mängeln kam ein noch viel größerer als seine Häßlichkeit: seine Stummheit; er hatte keine Zähne und konnte sich nur schwer verständlich machen.

Sokrates als Silen

Platon (5.–4. Jh. v. Chr.),
Das Gastmahl, 203c–d

Ich behaupte nämlich, er [Sokrates] sei äußerst ähnlich jenen Silenen in den Werkstätten der Bildhauer, welche die Künstler mit Pfeifen oder Flöten vorstellen, in denen man aber, wenn man die eine Hälfte wegnimmt, Bildsäulen von Göttern erblickt.

anderen äußerlich häßlichen, seelisch aber edlen und an Weisheit reichen Mann hervorgeht: Äsop.

Doch die Welt der Griechen ist auch von anderen Widersprüchen durchzogen. Da das Häßliche als Mangel an Harmonie das Gegenteil des seelisch Guten sei, empfahl Platon in *Hippias maior*, vor der Jugend nichts Häßliches darzustellen, gab aber zu, daß im Grunde alle Dinge in dem Maße eine eigene Schönheit besäßen, in dem sie mit der entsprechenden Idee übereinstimmten; deshalb könne man ein Mädchen schön nennen, eine Stute und ein Gefäß, aber jedes einzelne sei häßlich gegenüber dem vorausgehenden. **Aristoteles** legte in seiner *Poetik* das jahrhundertlang allgemein akzeptierte Prinzip fest, daß häßliche Dinge schön nachgeahmt werden können – und von Anfang an bewunderte man die Art, in der **Homer** die physische und moralische Widerlichkeit des Thersites dargestellt hat.

Später erkennt ein Stoiker wie **Marc Aurel** an, daß selbst das Häßliche, ja sogar Unvollkommenheiten wie die Risse in der Brotrinde zur Annehmlichkeit des Ganzen beitragen können. Dieses Prinzip beherrscht das Denken der Kirchenväter und Scholastiker, bei denen das Häßliche, im Kontext aufgehoben, zur Harmonie des Universums beiträgt.

Diego Velázquez,
Ásop,
1639–1642
Madrid, Museo del
Prado





Über die Schwierigkeit, häßlich und schön zu definieren

Platon (5.–4. Jh. v. Chr.), *Hippias I*, 286c–289b
Sokrates: Denn neulich, bester Mann, hat mich einer recht in Verlegenheit gesetzt, als ich an gewissen Reden einiges tadelte als schlecht, anderes lobte als schön, indem er mich, und das ganz spöttisch, so etwa fragte: Aber woher, Sokrates, weißt du mir denn, was schön ist und was schlecht? Denn sprich, könntest du wohl sagen, was das Schöne ist? [...]

Hippias: Nämlich wisse nur, Sokrates, wenn ich es dir recht sagen soll, ein schönes Mädchen ist schön.

Sokrates: Wie sinnreich du bist, Sokrates, wird er sagen. Eine schöne Stute aber, ist die nicht schön, die doch der Gott selbst im Orakel gelobt hat? Was sollen wir sagen, Hippias? Müssen wir nicht sagen, auch eine Stute sei schön, eine schöne nämlich? [...]

Hippias: Du hast recht, Sokrates, und ganz richtig hat auch der Gott dieses gesagt. Denn sehr schöne Stuten gibt es bei uns.

Sokrates: Wohl, wird er also sagen. Aber wie, eine schöne Leier, ist die nicht schön? [...] Eine schöne Kanne, ist die nicht schön? [...] Wenn die Kanne von einem guten Topfer gedreht ist, hübsch glatt und rund und dann schön gebrannt, wie es solche schönen Kannen gibt, zweihenklige, von denen, die sechs Maß halten, welche sehr schön sind: Wenn er eine solche Kanne meint, werden wir wohl gestehen müssen, daß sie schön ist. [...]

Hippias: Allein, o Sokrates, es verhält sich, glaube ich, so: Auch ein solches Gefäß ist freilich schön, wenn es schön gearbeitet ist; aber die ganze Sache verdient nicht mitgerechnet zu werden als etwas Schönes im Vergleich mit Pferden, Mädchen und allem sonstigen Schönen.

Sokrates: Wohl! Nun verstehe ich, Hippias, daß wir dem, welcher dergleichen fragt, so entgegen müssen: Weißt du denn nicht, Mensch, daß Herakleitos recht hat, daß der schönste Affe häßlich ist, mit dem menschlichen Geschlecht verglichen? Und so ist auch die schönste Kanne häßlich, mit Mädchen verglichen, wie der weise Hippias sagt. [...]

Hippias: Wie aber, Sokrates, wenn jemand nun die Mädchen im allgemeinen mit den Göttinnen vergliche, wird es ihnen nicht ebenso ergehen wie den Kannen im Vergleich mit den Mädchen? Wird nicht das schönste Mädchen häßlich erscheinen?

Die Darstellung des Häßlichen vermeiden

Platon (5.–4. Jh. v. Chr.), *Der Staat*, III, 401b–c [...] und die Unanständigkeit und Ungemessenheit und Mißböigkeit sind dem schlechten Geschwätz und der Übelgesinntheit verschwiebert, das Gegenteil aber ist mit dem Gegenteil, dem besonnenen und guten Gemüt, verschwi-

stert und dessen Darstellung. [...] Müssen wir also die Dichter allein in Aufsicht halten und sie nötigen, dieser guten Gesinnung Bild ihren Dichtungen einzubilden oder überhaupt nicht bei uns zu dichten? Oder müssen auch alle anderen Arbeiten unter Aufsicht stehen und abgehalten werden, dies Böartige und Unbändige und Unedle und Unanständige weder in Abbildungen des Lebenden noch in Gebäuden noch an irgendeinem anderen Werk anzubringen; oder wer das nicht könnte, dem wäre nicht zu gestatten, bei uns zu arbeiten, damit nicht unsere Wehrmänner, wenn sie, bei lauter Bildern des Schlechten aufgezogen wie bei schlechtem Futter, täglich wiewohl bei wenigem vieles von vielerlei abplücken und genießen, am Ende unvermerkt sich ein großes Übel in ihrer Seele angerichtet haben.

Schön nachahmen

Aristoteles (4. Jh.v.Chr.), *Poetik*, 1448b
 Allgemein scheinen zwei Ursachen die Dichtkunst hervorgebracht zu haben, und zwar naturgegebene Ursachen. Denn sowohl das Nachahmen selbst ist den Menschen angeboren – es zeigt sich von Kindheit an, und der Mensch unterscheidet sich dadurch von den übrigen Lebewesen, daß er in besonderem Maße zur Nachahmung befähigt ist und seine ersten Kenntnisse durch Nachahmung erwirbt – als auch die Freude, die jedermann an Nachahmungen hat. Als Beweis hierfür kann eine Erfahrungstatsache dienen. Denn von Dingen, die wir in der Wirklichkeit nur ungerne erblicken, sehen wir mit Freude möglichst getreue Abbildungen, z. B. Darstellungen von äußerst unansehnlichen Tieren und von Leichen.

Es gibt keine Häßlichkeit in der Natur

Marc Aurel (2. Jh.), *Selbstbetrachtungen*, III, 2
 So bekommt zum Beispiel manchmal das Brot beim Backen Risse, und diese Zwischenräume, die nicht in der Absicht des Bäckers liegen, haben doch eine gewisse Annehmlichkeit, eine besondere Anziehungskraft für den Appetit. So brechen auch die Feigen bei ihrer Reife auf, und den Oliven verleiht gerade der Zustand naher Fäulnis noch einen besonderen Reiz. Die zur Erde geneigten Ähren, die Augenbrauen des Löwen, der Schaum an der Schnauze des wilden Schweines und so viele andere Dinge haben für sich betrachtet nichts Schönes, und doch tragen sie zu ihrem Schmucke bei und machen uns Vergnügen, weil sie Zubehör ihres eigenen Wesens sind. Hat daher jemand Empfänglichkeit und ein tieferes Verständnis für alles, was im Weltganzen geschieht, so gibt es kaum etwas, was uns auch unter solchen Nebenumständen nicht als eine Art harmonischer Übereinstimmung mit dem großen Ganzen erschiene.

Perseus tötet die Medusa, Metope des Tempels von Selinunt (Detail), 540 v. Chr. Palermo, Museo Nazionale